

Helen Christen: Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion. In: Sprachendiskurs in der Schweiz: vom Vorzeigefall zum Problemfall. Hg. Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Bern 2005, 85-96.

Vier historisch gewachsene Sprachregionen gibt es bekanntlich in der Schweiz, Regionen, in denen Rätromanisch, Italienisch, Französisch oder Deutsch gesprochen wird. Historisch und kulturell bedingt kennen deren Sprecherinnen und Sprecher allerdings einen unterschiedlichen Gebrauch der Repertoires an Varietäten und Varianten, die natürlicherweise eine Einzelsprache wie Rätromanisch oder Deutsch ausmachen. Der spezifische Umgang mit Dialekten, Umgangssprachen, Standardsprachen stellt für die Angehörigen einer Sprachregion den alltagstauglichen Normalfall dar, erst ein Vergleich mit Usanzen in anderen Gebieten macht Besonderheiten deutlich, Besonderheiten, die dann plötzlich zu Erklärungen werden können, wenn etwa sprachliche Fähigkeiten auf dem Prüfstand stehen oder wenn es um das Gelingen der Kommunikation über Sprachgrenzen hinweg geht.

Die Besonderheit schlechthin, die in der binnenschweizerischen Sprach(en)diskussion prominent thematisiert wird, ist die im Vergleich mit den Gebräuchen in den anderen schweizerischen Sprachregionen und in den anderen deutschsprachigen Ländern aussergewöhnliche Präsenz der regionalen Dialekte. Diese Besonderheit animierte seinerzeit den nordamerikanischen Linguisten Charles A. Ferguson (1959), einschlägige Fälle mit dem soziolinguistischen Begriff *Diglossie* zu fassen. Diglossie meint den in der Deutschschweiz und anderen Gemeinschaften vorkommenden gesellschaftlichen Usus, zwei verwandte Sprachformen für unterschiedliche Kontexte zu gebrauchen. Welche der beiden Sprachformen für welchen Kontext gewählt wird, wird von Grössen gesteuert, die „etwas mit Informalität und Formalität, mit Nähe und Distanz zu tun haben“ (Haas 2004:85). Dass die Standardsprache die Sprachform der Distanz, der Dialekt die Sprachform der Nähe sei, kann als grobe Richtschnur gelten, die Realität ist wie immer etwas verwickelter: Die selbstverständliche Alltagssprache aller Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer ist der Dialekt, der damit die prägende Sprachform der Mündlichkeit ist. Die Standardsprache wird in besonderen formellen Konstellationen gesprochen, in denen die Standardsprache institutionalisiert ist. Die kommunikativen Distanzparameter Fremdheit oder Öffentlichkeit gehen also nicht zwingend mit dem Gebrauch der gesprochenen Standardsprache einher, Situationen, die nach der gesprochenen Standardsprache verlangen, sind aber immer Distanzsituationen. Die Standardsprache wird – adressateninduziert – ausserdem dann verwendet,

wenn die rezeptive Dialektkompetenz des Gegenübers fraglich ist. Anders in der Schriftlichkeit, wo die Standardsprache bis vor kurzem fast ausnahmslos Geltung hatte und zu einer beinahe komplementären Aufteilung der Sprachformen nach den Aktivitäten Schreiben und Sprechen führte und damit *mediale Diglossie* (Kolde 1981) als angemessenen Fachterminus nahelegte. Gegenwärtig zeichnet sich jedoch eine einseitige Auflösung dieser Art von medialer Diglossie ab, insofern als die schriftliche Nähe-Kommunikation in den neuen Medien zunehmend dialektal realisiert wird (Siebenhaar 2003; zur kontroversen Einschätzung der Deutschschweizer Sprachsituation vgl. Berthele 2004 und Haas 2004).

Zum relevanten metasprachlichen Diskussionsgegenstand werden in der Schweiz nun weder die lexikalischen Besonderheiten des Westschweizer Französischen, noch die Frage nach dem *italiano regionale* im Tessin. Zum Diskussionsgegenstand wird allenfalls das *Rumantsch Grischun* als Rettungsanker für das Rätoromanische, zum Diskussionsgegenstand wird aber mit zuverlässiger Regelmässigkeit immer wieder die Deutschschweizer Diglossie. Welche Aspekte dieser soziolinguistischen Konvention, mit der die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer allem Anschein nach bisher fraglos lebten und die selbstverständlich von Generation zu Generation tradiert wurde, werden in der Schweiz diskutiert und problematisiert? Die Diglossie mit ihrer „besonderen“ Präsenz zweier Sprachformen ist der Hut, aus dem vielerlei Argumente und Erklärungen gezaubert werden: sei es zur Beherrschung der gesprochenen Standardsprache, zum mittelmässigen Abschneiden in den PISA-Erhebungen, zur Integration von Migrantinnen und Migranten, zur Fremdsprachenfrage in der Schule, zur binnenschweizerischen Verständigung.

Diglossie und die Beherrschung der (gesprochenen) Standardsprache

Dass die Sprecherinnen und Sprecher in einer diglossischen Sprachsituation die Nähe-Varietät – wie bei Muttersprachen üblich – problem- und fehlerlos erwerben, steht ausser Frage, anders sieht das beim Erwerb der Standardsprache aus. Die Standardsprache in ihrer festgeschriebenen Form ist niemandes Muttersprache, sondern ein normiertes Konstrukt, dessen Funktionsfähigkeit als überregionales Kommunikationsmittel und als Referenzpunkt des Deutschen nur dann garantiert ist, wenn sich die Deutschsprachigen darauf einigen, dessen Normen einzuhalten und einzufordern, eine Aufgabe, mit der die Schule betraut wird, die sich um die Vermittlung der

Kulturtechniken Lesen und Schreiben und damit um die Vermittlung der Standardsprache kümmert. Zudem ist die Schule folgenreiche Sanktionsinstanz, beruht doch die schulische Selektion, die in der Schweiz bereits innerhalb der obligatorischen Schulzeit die entscheidenden Weichen für unterschiedliche Leistungsklassen und damit für potentielle Berufsfelder stellt, zu einem schönen Teil auf dem Beherrschen genau dieser Normen, die vor allem in der Schriftlichkeit kontrolliert werden.

Dass sich nun jene Deutschsprachigen, deren Alltagsvarietät besonders stark von der Standardsprache abweicht, in besonderem Masse darüber sorgen, ob sie diese Sprachform denn auch wirklich beherrschen, ist nur zu verständlich. Die Priorität, die der Förderung der Standardsprache in der Schule eingeräumt wird, ist denn auch kaum je ernsthaft in Frage gestellt worden, allerdings scheint der Platz, den der Dialekt als Unterrichtsgegenstand einnehmen soll, je nach politisch-gesellschaftlichem Klima, unterschiedlich zu sein. So mochte unter anderen gesellschaftlichen Vorzeichen etwa ein Otto von Greyerz (1938:7f.) als vehementer Verfechter der schulischen Förderung der Standardsprache durchaus auch für den Dialekt als Unterrichtsgegenstand plädieren: „So manchem ist nur die gedruckte und geschriebene Schriftsprache als wichtig hingestellt worden, und wichtig nur oder doch hauptsächlich wegen der Grammatik und der Rechtschreibung! Und mit diesem armseligen Schulbegriff von Sprache ist er ins Leben hinausgetreten, blind für die Schätze seiner Mundart und die Schönheiten und Altertümer der deutschen Dichtersprache.“

So wenig die Wichtigkeit der „gedruckten und geschriebenen Schriftsprache“ und deren Förderung in einer Sprachsituation mit eingespielter medialer Diglossie umstritten ist, so viel kontroverser ist die Diskussion um die Beherrschung der gesprochenen Standardsprache, nur schon was die Ansprüche an deren Lautung betrifft – regional gefärbtes Schweizer Hochdeutsch oder eine Standardsprache, deren „angemessene Aussprache“ sich auch für „anspruchsvolle Literatur“ (Mundart. Forum des Vereins Schweizerdeutsch 1, 2005:8) eignet?

Mit dem Aspekt der Lautung eng verknüpft ist die Frage nach der informellen gesprochenen Standardsprache, der Standardsprache als Alltagssprache, die es so in der Deutschschweiz ja nur am Rande gibt (zur Rolle der gesprochenen Standardsprache am Arbeitsplatz vgl. Werlen 2004). Was nicht alltäglich ist, kann auch nicht mit der gleichen Routine, die sich der steten Wiederholung verdankt, realisiert werden. Zwangsläufig empfinden viele den gelegentlich nötigen Wechsel in die gesprochene Standardsprache als eine anstrengende Umstellung. Wie aber können Schweizerinnen und Schweizer zu einem routinierten Umgang mit der gesprochenen

Standardsprache kommen, der – sollte es denn nötig sein – mit jenem von „idealen Bundesdeutschen“ konkurrieren kann? Eigentlich können sie das nicht: Die Diglossie sieht ja für den Alltag nicht die Standardsprache vor, die gesprochene Standardsprache hat eine Nischenexistenz – mit allen Konsequenzen. Nur wer in einem Beruf arbeitet, in dem die gesprochene Standardsprache institutionalisiert ist oder aber wer beruflich oder privat Umgang mit Menschen hat, die keinen Dialekt verstehen, kann sich auf „natürlichem“ Weg eine entsprechende Kompetenz aneignen. Dass die Jugendlichen bereits mit dieser – informellen – Sprechkompetenz von der Schule abgehen, wird heute als bildungspolitisches Ziel formuliert und soll dadurch umgesetzt werden, dass die Standardsprache in der Schule über den üblichen formellen Unterrichtsrahmen hinaus verwendet wird: „Hochdeutsch darf sich [...] keinesfalls auf formelle Schulsituationen und kognitive Fächer beschränken, sondern muss konsequent als natürliche Umgangssprache in allen Lern- und Unterrichtssituationen gepflegt werden. Eine breite Hochdeutschkompetenz können sich die Schülerinnen und Schüler nur aneignen, wenn sie im Unterricht sämtlichen Registern der deutschen Sprache in ihren unterschiedlichen Merkmalen begegnen“ (sprechlust 2004:12). Werden Lehrerinnen auf dem Pausenplatz in der Standardsprache angedredet, findet das Turnen, finden Partnerarbeiten in Standarddeutsch statt, so kann damit ein Übungsfeld für die gesprochene Standardsprache informellen Zuschnitts eröffnet werden. Allerdings geht man damit von einer – zukünftigen? – Lebenswelt aus, in der sich die heutige diglossische Gleichung *Alltagssprache = Dialekt* in ihrer Gültigkeit verschoben haben wird. Und fast als ob man die Zukunft, für die man übt, auch gleich zur Wirklichkeit machen möchte, wird erwogen, die geltenden Regeln der Diglossie zu durchbrechen und unter dem Motto „Hochdeutsch als Qualitätsmerkmal Ihrer Schule“ an Elternabenden auch schon mal Standardsprache zu sprechen (sprechlust 2004:16f.).

Diglossie und die PISA-Erhebungen

Schreib- und Leseschwächen können unterschiedlichste Ursachen haben. Leseschwächen werden gegenwärtig zum schulpolitischen Diskussionsgegenstand in all jenen Ländern, in denen die PISA-Erhebungen entsprechende Mängel festgestellt haben. In einem Landesteil mit diglossischer Sprachsituation kommt die Differenz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache gelegen, um die rezeptiven Schwächen – wenn auch nicht ausschliesslich – diesem

Umstand anzulasten und für eine umfassende Förderung der Standardsprache zu plädieren. Von den zehn Handlungsfeldern, die die PISA-Steuerungsgruppe als Massnahmen gegen das unbefriedigende Abschneiden der Schweizer Schulkinder empfiehlt, wird als Erstes „vermehrter, früherer und anspruchsvoller Gebrauch der Standardsprache“ (PISA 2000:30) genannt. Obwohl in der Broschüre „sprechlust“ – im Zuge dieser PISA-Massnahmen für die Freiburger Schulen konzipiert – zugestanden wird, dass man „aus heutiger Sicht der Sprach- und Spracherwerbsforschung [...] weder besser lesen noch schreiben [lernt], wenn im Unterricht konsequenter Hochdeutsch gesprochen wird“, verspricht man sich aber doch relevante Einstellungsveränderungen gegenüber der Standardsprache mit nachhaltigen Auswirkungen auf die anderen sprachlichen Fähigkeiten: „Diese positive Erfahrung schafft günstige Lernvoraussetzungen, die durchaus auch dem anspruchsvolleren Schriftspracheerwerb zugute kommen“ (sprechlust 2004:6).

Die keineswegs besseren Leseleistungen in den nicht-deutschsprachigen Schweizer Landesteilen, die keine Diglossie kennen, müssen eine zwangsläufig andere Antwort finden, und so bleibt etwa den Westschweizerinnen und Westschweizern nichts anderes übrig, als die Ursachen für ebenso mittelmässige Leseleistungen anderweitig zu suchen: Es bieten sich dort beispielsweise der vieldiskutierte Zerfall der Orthographie oder die politisch-pädagogischen Reformen der letzten Jahre an: „Die Pisa-Studien haben das Ihre dazu beigetragen, die Aufmerksamkeit auf die mittelmässigen bis schwachen Sprachkenntnisse eines Teils der Schweizer Schülerinnen und Schüler zu lenken. Ein Teil der welschen Öffentlichkeit betrachtet den Zerfall der Rechtschreibung indessen nur als Ausdruck einer allgemeineren Krise der öffentlichen Schule“ (*Neue Zürcher Zeitung*, 25. Mai 2005).

Diglossie und Migration

Wer in die Deutschschweiz einwandert, wird unweigerlich mit der Diglossie konfrontiert, genau so wie man sich in Luxemburg mit einer Triglossie arrangieren muss, in Norwegen mit zwei verschiedenen Schriftsprachen, in Irland mit einem spezifischen Nebeneinander von Gälisch und Englisch. Wer nicht bloss Zaungast sein, sondern als Gleicher unter Gleichen dazu gehören will, wird sich einerseits die Sprachformen aneignen müssen, andererseits die soziolinguistischen Regeln, wann welche Formen zu brauchen sind.

Welche Art der sprachlichen Förderung Schülerinnen und Schülern, die nicht in ein diglossisches Deutschschweizerhaus hineingeboren wurden, für ihre Integration am dienlichsten ist, ist eine zentrale Frage im Einwanderungsland Schweiz, wo sich – wiederum in den PISA-Erhebungen – gezeigt hat, dass die Nicht-Ortssprachigen in den Schweizer Schulen aller Sprachregionen besonders schlechte Karten haben. In der Deutschschweiz wird zur Lösung dieses Problems eine gezielte Sprachförderung anderssprachiger Kinder ins Auge gefasst, die im konsequenten schulischen Gebrauch der Standardsprache besteht, der gleichzeitig so eine seiner Legitimationen findet: „Zudem sind unsere zahlreichen Kinder, für die Deutsch die Zweitsprache ist, ganz besonders darauf angewiesen, möglichst gute Lernbedingungen für den Deutscherwerb zu erhalten.“ (sprechlust 2004:6). Dass „Deutscherwerb“ für die Migrantenkinder gleich Standarderwerb heisst, dass die Standardsprache also Priorität geniesst, mag damit zusammenhängen, dass Standardsprachen an sich als wichtiger gelten und dies als überregionale Kommunikationsmittel und gemeinsamer Referenzpunkt einer Sprachgemeinschaft ja gewissermassen auch sind. Als normierte und weitgehend stabile Grössen sind sie ausserdem für die schulische Instruktion zugeschnitten, gibt es doch für diese Sprachformen Lehrmittel, verbindliche Nachschlagewerke und damit ein eindeutiges Richtig und Falsch. Wer es richtig macht, dem sind Tür und Tor für weiterführende Schulen geöffnet, ob Deutschschweizerin oder anderssprachiger Ausländer.

Der Dialekt, der ausserhalb des Schulhauses eine herausragende Rolle spielt, ist nicht kodifiziert und hat – wie das natürlich gewachsenen Ausdrucksmitteln eigen ist – einen grösseren Spielraum an sprachlicher Variation. Wer dessen Normen verletzt, kann nicht gleichermassen belangt werden, wie das bei Varietäten der Fall ist, die wegen Fehlens der höheren Weihen der Standardisierung auch häufig als minderwertig gelten und deshalb für sich auch nicht in Anspruch nehmen können, als Fundament für den Erwerb weiterer Sprachen zu dienen, sondern eher in den Verruf kommen, Mischmasch produzierende Störefriede auf dem Weg zur Standardsprache zu sein (Gyger 2003).

Mag die Einhaltung von Dialektnormen auch nicht einklagbar sein, wer einen gebrochenen Dialekt spricht, outet sich als nicht-hiesig. Dass die Beherrschung des Ortsdialekts für weniger wichtig gehalten wird und man einfach darauf vertraut, dass dieser im dialektgeprägten Alltag schon irgendwie gelernt wird, ist angesichts der hohen Einwanderungszahlen und der Gruppenbildung ausländischer Jugendlicher vielleicht fraglich. Zudem: wenn der vermehrte Standardgebrauch in der Schule mit den Migrantenkindern begründet und vor allem in

Schulhäusern mit vielen Ausländerkindern praktiziert wird, könnte das – wie das in der *Weltwoche* 20 (2005:11) erwogen wird – politisch kurzsichtig sein: „Normdeutsch“ ist in erster Linie für Ausländerkinder gedacht – und könnte die ‚Apartheid‘ noch zementieren.“

Diglossie und die Fremdsprachen

In diglossischen Sprachsituationen wird die Nähe-Varietät – hier also der Dialekt – im kindlichen Spracherwerb erworben. Die Distanz-Varietät, die Standardsprache, kommt als zweite Sprachform zur ersten hinzu und ihre Unterschiede müssen zur Kenntnis genommen und gelernt werden. Diese sind allerdings weit bescheidenerer Natur, als dies bei Fremdsprachen normalerweise der Fall ist. Schon kleine Kinder erkennen die regelmässigen Entsprechungen zwischen den beiden Sprachformen und haben wenig Mühe, Standardsprache zu verstehen (Häcki Buhofer/Burger 1998). Nicht die generelle Schwierigkeit, die mit der Umsetzung von Lauten in graphische Zeichen – einzelsprachunabhängig – verbunden ist, sondern die unbestrittenen Unterschiede zwischen der gesprochenen dialektalen Alltagssprache und der „besonderen“ standardsprachlichen Schriftsprache sind nun allerdings für eine grosse Zahl von Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern Anlass, der Standardsprache eine Art von Fremdsprachenstatus zuzuschreiben (vgl. Befragung zur Standardsprache als „erster Fremdsprache“ in der Deutschschweiz von Hägi/Scharloth [i.E.]). Bildungsfachleute relativieren zwar den Fremdsprachstatus der Standardsprache, was deren technische Seite der Aneignung betrifft, wird aber von Ähnlichkeiten mit dem Erwerb von Fremdsprachen ausgegangen: „Obgleich Hochdeutsch für uns keine Fremdsprache ist, weist sie Aspekte einer Lernersprache auf. Entsprechend sind manche neuen Erkenntnisse aus der Fremdsprachendidaktik durchaus auf den Deutschunterricht anwendbar, etwa, wenn es um spezifische Förderung der Bereiche Hören, Sprechen, Lesen, Schreiben geht oder um Immersion“ (sprachlust 2005:14).

Und da die herkömmliche Aneignung von Fremdsprachen mit zeitaufwändigem und keineswegs mühelosem Lernen verbunden war und ist, wird der Quasi-Fremdsprachenstatus der Standardsprache ins Feld geführt, um bei der Diskussion um das schulische Fremdsprachenlernen die zusätzliche Belastung der Deutschschweizer Kinder beim Lernen ihrer fremdsprachlichen Muttersprache als Argument zu benutzen – verständnisheischend, wenn es um Defizite im Deutschen geht, rechtfertigend, wenn es um die Zahl an Fremdsprachen geht, die den

Schulkindern zugemutet werden kann. „Damit wir der Hochsprache mehr Beachtung schenken können, muss sich die Schule aber einschränken können, das heisst: Es ist wichtig, dass nur eine Fremdsprache auf der Primarschule erlernt werden darf“ (Leserbrief, *Tages-Anzeiger*, 29. Mai 2004).

Diglossie und binnenschweizerische Verständigung

Dass es der Dialekt und nicht die Standardsprache ist, der einem im Deutschschweizer Alltag verlässlich zu Ohren kommt, müssen Deutschsprachige anderer Länder aber auch die anderssprachigen Schweizerinnen und Schweizer zur Kenntnis nehmen. Während sich die Deutschsprachigen – je nach dem, ob sie sich in der Deutschschweiz niederlassen wollen – mit der Diglossie in einer für sie mehr oder weniger befriedigenden Weise arrangieren (Koller 1992), sind die Besonderheiten der Deutschschweizer Sprachverhältnisse ausreichend ohrenfällig, dass sich an ihnen die binnenschweizerische Debatte um Verständigung und Verstehen entzünden kann. Dass der Fremdsprachenunterricht, der die Lernenden mit der Standardsprache versorgt, die Deutschlernenden nicht mit jener Sprachform ausrüstet, welche die Deutschschweizer Alltagsvarietät ist, dient als Argument gegen den Deutschunterricht überhaupt. Wozu Standarddeutsch lernen, das in der Deutschschweiz kaum gesprochen und als gesprochene Sprache nicht besonders gemocht wird? Dass das gesprochene Standarddeutsch, das im Fremdsprachenunterricht gelernt worden ist, problemlos verstanden wird, gilt als schwacher Trost: Zwar praktizieren die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer in der *face-to-face*-Kommunikation mit Allochthonen wohl meist einen verständigungssichernden Wechsel in die Standardsprache. Bloss macht dieser Wechsel offenkundiger als alle anderen Modifikationen wie langsames Sprechtempo, vereinfachte Syntax, die wir gegenüber Nicht-Muttersprachigen natürlicherweise vorzunehmen pflegen, dass es sich um eine Kommunikation mit Fremden handelt. Und dass die Notwendigkeit dieses Wechsels in die Standardsprache oft schnell wieder vergessen wird, wenn mehrere Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer mit einzelnen Anderssprachigen zusammen sind, stellt nicht nur die gegenseitige Verständigung, sondern auch das gegenseitige Verstehen auf die Probe.

Nach wie vor lässt sich ein Fremdsprachenunterricht vertreten, der die Lernenden mit jener Varietät vertraut macht, die überregionale Gültigkeit hat und geschrieben wird. Das ist mit der

Garantie verbunden, einen tauglichen Schlüssel zur Welt einer Sprachgemeinschaft zu haben, aber nicht mit der Garantie, dass sich deren Sprachleben ausschliesslich in dieser Sprachform abspielt. Es gibt auch keine Gründe, den Deutschschweizerinnen und Deutschschweizern die Diglossie zu vergällen. Dass heute in der Deutschschweiz der gesprochenen Standardsprache der zunehmenden Mobilität wegen ein wichtigerer Platz zukommt als früher, legitimiert schulische Bemühungen um ein unverkrampftes Verhältnis zur gesprochenen Form der deutschen Standardsprache, die immer dann als Brückenbauerin unentbehrlich ist, wenn der Dialekt versagt. Es legitimiert aber nicht jene Bemühungen, die darauf abzielen scheinen, den Dialekt dort zu beschneiden, wo er nicht versagt, beispielsweise an Elternabenden, an denen gar nicht selten Eltern von Migrantenkindern sitzen, die ausschliesslich Schweizerdeutsch gelernt haben.

Literatur

- Berthele, Raphael (2004): „Vor lauter Linguisten die Sprache nicht mehr sehen – Diglossie und Ideologie in der deutschsprachigen Schweiz“. In: Helen Christen (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien: 111-136.
- Ferguson, Charles A. (1959): Diglossia. In: *Word* 15: 325-340.
- Gyger, Mathilde (2003): Jugendliche Migrantinnen und Migranten zwischen Mundart und Standardsprache: Mischphänomene in der schriftlichen Sprachproduktion. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): *Spracherwerb und Lebensalter*. Tübingen/Basel: 243-264.
- Haas, Walter (2004): „Die Sprachsituation in der deutschen Schweiz und das Konzept der Diglossie“. In: Helen Christen (Hg.): *Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum*. Wien: 81-110.
- Hägi, Sara / Scharloth, Joachim (i.E.) Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache? Untersuchungen zu einem Topos des sprachreflexiven Diskurses. In: Helen Christen (Hg.): *Dialekt/ologie an der Jahrtausendewende. Linguistik online*.
- Häcki Buhofer, Annelies / Burger, Harald (1998): *Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen*. Stuttgart.
- Kolde, Gottfried (1981): *Sprachkontakte in gemischtsprachigen Städten*. Wiesbaden.
- Koller, Werner (1992): *Deutsche in der Deutschschweiz*. Aarau.
- PISA 2000 = *PISA 2000: Synthese und Empfehlungen* (2003). Hg. Bundesamt für Statistik, Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren. Neuchâtel.
- Siebenhaar, Beat (2003): Sprachgeographische Aspekte der Morphologie und Verschriftung in schweizerdeutschen Chats. In: *Linguistik online* 15: 125-139.
- sprechlust 2004 = *sprechlust. Vom Umgang mit Hochdeutsch als Unterrichtssprache*. (2004) Hg. Departement für Erziehung, Kultur und Sport des Kantons Freiburg, Amt für deutschsprachigen obligatorischen Unterricht. Freiburg, Schweiz.
- von Greyerz, Otto (1938): *Sprachpillen*. Bern.
- Werlen, Iwar (2004): Zur Sprachsituation der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung der Diglossie in der Deutschschweiz. In: *bulletin vals/asla* 79: 1-30.